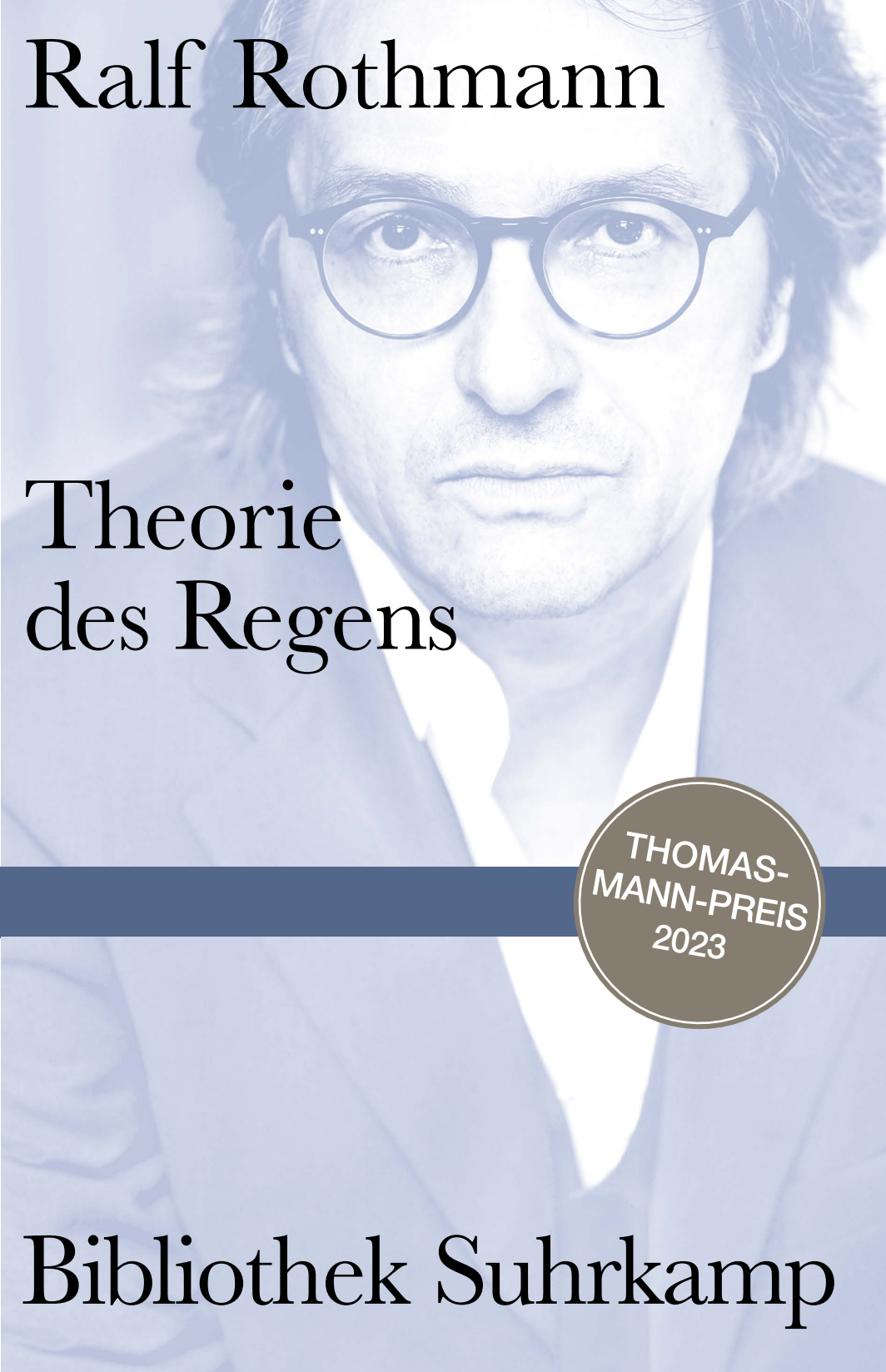


A portrait of Ralf Rothmann, a man with long, wavy hair and glasses, wearing a suit and tie. The image is overlaid with a light blue tint.

Ralf Rothmann

Theorie des Regens

THOMAS-
MANN-PREIS
2023

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1545 der Bibliothek Suhrkamp

Ralf Rothmann
Theorie des Regens

Notizen

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2023
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Willy Fleckhaus.

Umschlagfoto: © Heike Steinweg

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22545-5

www.suhrkamp.de

Theorie des Regens

Am Stadtrand, im Vorfeld

Wohl drei Dutzend Notizhefte habe ich in den letzten fünfzig Jahren gebraucht, und die meisten der darin festgehaltenen Einfälle, Beobachtungen oder Gedanken wurden in Erzählungen und Romane übertragen. Doch manche Zeilen widersetzten sich auch, waren ihr eigener Ort und stehen nun in diesem Buch. Es sind Segmente oder Splitter einer Geschichte, deren Herausgabe vielleicht die Hoffnung rechtfertigt, dass in ihren Zwischenräumen die Geschichten anderer beginnen. Die wären dann die Wasserzeichen auf den folgenden Seiten.

Berlin-Frohnau, im Frühjahr 2023

Wie viel hätte man zu wünschen
und doch eigentlich nichts.

Hermann Hesse

Irgendwann werde ich besonnen sein; irgendwann werde ich vernünftig sein und tot.

Auf den Autobahnbrücken meiner Jugend am Ortsrand, besoffen vor Sehnsucht, fühlte ich mich immer zurückgelassen – während unter mir alles in die Ferne flitzte.

Ist es nicht wahr, was ich irgendwo bei Musil gelesen habe? Wenn ich schreibe: Geschieht das nicht in einem Zustand, der der Liebe ähnelt, egal worum es geht?

»Dichter« wäre ein Titel für mich. Wie in der Kindheit, bei unseren Kämpfen im Brachland, »Apache« (nur die Idioten wollten »Cowboy« sein).

Die Geburt des Erzählers aus der Lieblosigkeit. Viele, wenn nicht die meisten Kinder hatten damals, im Ruhrgebiet der fünfziger und sechziger Jahre, den Mund zu halten; nie fragten die stets erschöpften Eltern, wie es denn gehe, nicht einmal, wie es in der Schule war; das würde man ja auf dem Zeugnis sehen: »Beim Essen spricht man nicht! Putz dir die Zähne, und ab ins Bett!« – Und so erzählte ich mir auf den Wegen durch die Wälder längs der

Kohlehalden selbst, was ich soeben erlebt hatte: einen Wigwam aus Zweigen und Farn gebaut, eine Schleie im Baggersee gefangen, Nägel auf die Geleise gelegt, damit der Zechenzug sie plattwalzt, prima Pfeilspitzen, weißt du. Das Erzählte fügte sich in den Rhythmus meiner Schritte, und der brachte immer neue Geschichten hervor, erfundene auch, weil es einfach guttat, der Stille zwischen den Weizenfeldern etwas zu flüstern. Betrat ich dann unsere Wohnung, hätte ich kaum noch sagen können, was ich erlebt und was ich mir ausgedacht hatte, und die Verwirrung nahm noch zu und wurde beklemmend, wenn ich mir vorstellte, dass mich ausnahmsweise doch jemand nach den letzten Stunden fragen könnte ... Dann war ich erleichtert über das vertraute: »Essen, waschen und ins Bett!«

Eine Biografie aus Leerzeilen. Wäre nicht alles andere erfunden?

1973, Essen-Rüttenscheid: Eigentlich lebe ich mein Leben ohne jede gedankliche Vermittlung, bin befangen in einer nahezu animalischen Augenblicklichkeit. Die treibenden Kräfte bestehen allein im erotischen Verlangen und in dessen Bruskierung. Möglicherweise haben meine Einfälle darum etwas so Expressives, fast Grelles: als ob in ihnen für Sekunden die sonst zerstreute geistige Energie in einem Lichtblitz zusammenschießt.

Mir kann das Schlimmste passieren: Wenn ich mich einsam fühle, ist es immer nur das Zweitschlimmste.

Laufe zum Briefkasten hinunter, Post ist da! Die Lohnsteuerkarte.

»Ich bin hier auch nur angestellt.«

Was ich sage oder schreibe, klingt nicht nach mir. Ich bin wie das schlafende Huhn auf der Stange, das gurr, weil es träumt, eine Taube zu sein.

Wenn du das, was du für einen Mangel hältst, bewusst und selbstsicher trägst, ergibt das eine Eigenart. Und wenn es dir ohne Ironie und Zynismus ernst ist mit deinem Leben, deinem Tun, hast du Eros.

Schon in der Kindheit war das eine gute Schule: Zu träge, einen falsch begonnenen Satz zu streichen oder umzuschreiben, überließ ich ihn und seine Gangart meiner Phantasie, die so gelenkig blieb, das Abgeknickte rundete und dem Wirren eine Struktur gab – was den einen oder anderen Lehrer stutzig machte und Hoffnung in den sonst mäßigen Schüler setzen ließ. Aber schon damals hatte das Schreiben seine Zeit: Brillanz war nicht abzurufen oder zu bewerkstelligen, also legte ich auch Hinlängliches vor. Dann war das Stutzen der Lehrer ein enttäuschtes, und ihr wortloses Wegsehen beschämte mich mehr als eine schlechte Zensur.

Miriam, über etwas winziges Graues auf dem Teppich geneigt: »Bist du Tier oder Fluse?«

Es fehlt mir weniger das wahre Glück als vielmehr die Fähigkeit, es zu erkennen. Angstblau las ich statt Augustblau.

»Du wirst auch noch ruhiger werden.«

*

Der Essener Armin, ein gutmütiger Riese mit gewaltigem Bart, sein Freund Johannes, ein stets etwas ironischer Kölner voller Blatternarben, und ich reisen nach Teheran. 1974 wollen die Menschen dort große Autos fahren, am liebsten Chevrolet, Mercedes oder BMW. Der Handel mit den Marken blüht, aber es gibt ein Problem: Jede Person, auch jeder Perser, darf nur ein Auto pro Jahr einführen, und so suchen die Händler, die zum Schein kleine Teppichläden oder Haushaltswarengeschäfte in Stuttgart oder München betreiben, zeitlich ungebundene Männer mit Reisepässen, in denen noch kein aktueller Import eingetragen ist. In kleinen Kolonnen fährt man die fabrikneuen Autos über Österreich, Jugoslawien, Bulgarien, Griechenland und die Türkei nach Teheran.

Für die fünftägige Tour bekommen die Fahrer sechshundert Mark und freie Verpflegung in Raststätten. Geschlafen wird am Straßenrand in den Wagen, und meistens geht es schon nach drei, vier Stunden weiter. Übrigens kann der Besitzer der großen 5er-BMWs, ein äußerst gepflegter, rundlicher Teheraner, der Elyar heißt, seine Geringschätzung der drei langhaarigen Chauffeure in den zerfransten Jeans nur schlecht verbergen. In den Raststät-

ten isst er an einem gesonderten Tisch, und während eines Streits wegen der zu kurzen Pausen beschimpft er uns als Gammler und Taugenichtse, die nicht arbeiten wollen und es folglich zu nichts bringen werden. – »Und wozu hast du es gebracht?«, fragt Johannes listig zu ihm hinüber. »Verschiebst ein paar Autos im Jahr für lumpige zehn Prozent Gewinn?«

Da hat er der Ehre des Mannes die erste Delle beigebracht. »Was redest du da, dumme Kartoffel?«, knurrt er. »Meinst du, für zehn Prozent würde ich aufstehen am Morgen? Meinst du, meine Frau würde mich dann noch achten und mir jedes Jahr einen prächtigen Sohn schenken? Fünfhundert Prozent Gewinn mache ich mit einem einzigen Wagen, fünfhundert! Das musst du erstmal erreichen im Leben!«

Johannes, der Design an der Folkwangschule studiert, zwinkert uns zu. »Na, dann wäre das ja auch geklärt«, sagt er. »Aber vergiss nicht, Elyar: Die Autos gehören uns, sie stehen in unseren Pässen. Und auch wenn die in deinem Handschuhfach liegen: Wir gehen einfach zur nächsten deutschen Botschaft und sagen, wir sind bestohlen worden. Dann kriegen wir neue und fahren mit deinen Autos zurück ins Ruhrgebiet. So weit musst du es erstmal bringen im Leben! Drei geschenkte 5er-BMWs!«

Da steht der Perser auf, zeigt in die Runde und fragt mit plötzlich weicher, fast singender Stimme: »Alle satt? Wollt ihr vielleicht noch ein kleines Dessert? Oder können wir langsam weiter? Ich meine, keinen Stress jetzt, wenn ihr müde seid, könnt ihr auch noch ein bisschen ausruhen im Auto.«

Obwohl die BMWs gerade aus dem Werk kommen und eigentlich behutsam eingefahren werden müssten, brettern wir, wo immer es geht, Elyar mit Vollgas hinterher. Die Polizisten kennen die Route der Schieber: In Österreich werden wir das erste Mal angehalten, dann in Jugoslawien auf dem »Autoput«, wo Elyar ein Huhn überfährt, im nächtlichen Sofia und auch in Thessaloniki: Die Uniformierten fuchteln, drohen und bellen, der plötzlich demütige Perser nickt reuevoll und bittet mit zuckenden Schultern und hervorgekehrten Handflächen um Verzeihung, wobei ihm die Stimme bei Bedarf ins Weinerliche kippt, und bezahlt wird am Ende immer bar, ohne Quittung.

An der nächtlichen Grenze zur Türkei tragen die beiden Zollbeamten Nadelstreifenanzüge, Siegelringe und zweifarbige Schuhe. Sie sind pomadisiert und haben jede Menge Gold im Mund, und Elyar öffnet alle vier Kofferräume. Er spricht türkisch und scherzt mit ihnen, während sie sich aussuchen, was sie gebrauchen können: neue »Seidensticker«-Oberhemden, einen kleinen tragbaren Fernseher, einen »Moulinex«-Mixer, gerüschte rosa Morgenröcke für die Frauen, mehrere Packungen »Mozartkugeln«. Und nachdem Elyar dem einen Beamten noch eine Rolle Geldscheine in die Hand gedrückt und dem anderen das Kinn getätschelt hat – er krault ihn tatsächlich wie ein Hündchen und wispert dabei Koselaute –, kriegt er seine Stempel, und wir fahren weiter.

Während der Fahrt durch Anatolien, wo die Straßen oft nicht asphaltiert sind, springen uns immer wieder Schottersteine gegen die Karosserie; keine Windschutzscheibe

ohne Riss oder Loch, was den Wert der Wagen aber nicht zu mindern scheint. In einem Hotel in Erzurum trifft Elyar sich mit irgendwelchen Geschäftsleuten, verhandelt stundenlang mit ihnen in der Lobby, während wir im Park davor Boccia spielen, und an der Grenze nach Persien dann keine Kontrollen, man winkt uns durch. Als ich ihn in der folgenden Raststätte nach dem Grund frage, beißt er von einem Bund Petersilie ab und sagt kauend: »Mein Schwager arbeitet beim Zoll. Wir haben es so eingerichtet, dass er dort Dienst hatte ...«

In jedem Dorf, auch im kleinsten, eine goldbemalte Schah-Statue, überlebensgroß. Wo immer wir anhalten, werden wir um Whisky und Zigaretten gebeten. Alle zehn Kilometer an der Autobahn ein hoher Betonsockel mit einem übel zerdrückten Autowrack darauf, Warnung vor zu schnellem Fahren. In der Ferne der Ararat, schneebedeckt, und als ich ihn eine längere Zeit fasziniert betrachte – Mein Gott, denke ich, den gibt es wirklich! –, wäre ich fast mit einem wilden Kamel kollidiert. Immer wieder traben welche neben dem Asphalt durch den Sand, oder sie brechen plötzlich durchs Gestrüpp und überqueren die Straße.

Im nächtlichen Teheran, im Garten von Elyars Villa, haben wir im Hintergrund zwischen Palmen zu warten, während ihn seine Familie empfängt: Die Frau trägt ein Kopftuch, von dem sie einen Zipfel mit dem Mundwinkel hält, ebenso die kleine Tochter, die sich ängstlich an sie drängt, als wäre der Vater ein bedrohlicher Fremder. Auf-

gereiht an der Kante des beleuchteten Swimmingpools stehen sieben Söhne zwischen zehn und achtzehn Jahren. Alle küssen ihm die Hand, und er streicht ihnen segnend über den Kopf. Ohne uns noch einmal anzusehen, befiehlt er dem Ältesten, uns ins Hotel zu fahren.

Das »Amir Kabir« in der Innenstadt ist 1974 ein heruntergekommener Betonbau, in dem vor allem europäische Durchreisende wohnen, Hippies auf dem Weg nach Indien oder Afghanistan. Die Matratzen sind versifft, die Fenster blind vor Dreck, und es gibt nur ein Bad pro Etage, lichtlos: Kein Schalter irgendwo, man muss die Tür zum Korridor offen lassen, will man sich waschen, wobei ausschließlich kaltes Wasser aus dem großen Duschkopf in der Raummitte fällt. Darunter sind die Bodenkacheln zu sehen, ein mondgelber Kreis, doch der Rest des Raums bleibt im Dunkeln, und man weiß nicht, was die glitschige Schicht unter den Füßen ist, irgendein Moos oder vielleicht sogar Kot; alle hier, auch wir, haben Diarrhöe.

Frühstück gibt es nur aus dem Automaten. Amerikanische Cerealien, abgepackte H-Milch, Donuts und Weißbrot. Dafür braucht man Münzen, und als der gähnende Armin dem Mann an der Rezeption einen Geldschein hinschiebt und um welche bittet, reagiert der nicht, schreibt irgendetwas aus dem Reservierungsbuch ab. Drei oder vier Mal fragt Armin ihn, immer auf Englisch, immer mit einem höflichen »Sir?« oder »Excuse me?«, bleibt aber Luft für den Mann, und schließlich wendet er sich mit einem resignierten »Arschloch« von ihm ab. Das hatte er auf Deutsch

gesagt, doch nun schnellt der Angestellte, oder was er ist, hinter seinem Tresen hervor und klatscht ihm die flache Hand ins Gesicht.

Armin ist gelernter Steinmetz, hat zentnerschwere Grabmale getragen, und ein beiläufiger Schlag von ihm hätte den kleinen Perser fraglos auf den Teppich geschickt. Doch schneller, als er ausholen kann, stehen plötzlich drei weitere Männer vor ihm, alle ähnlich aussehend wie der vermeintliche Rezeptionist: öliges schwarzes Haar, bläuliche Bartschatten, weiße Hemden mit Schulterklappen und Hosen mit scharfen Bügelfalten. Zwei von ihnen tragen Pistolenholster am Gürtel, und einer zeigt auf die Sitzgruppe in der Ecke und zischt: »You better sit down and be quiet now!«

Am Nachmittag treffen wir Elyar im Zollamt, in dem die Wagen aus unseren Pässen gestempelt werden – sonst kommen wir nicht wieder über die Grenze. Ich gehe zu Fuß durch die verstopften Straßen und bin eine halbe Stunde eher dort als die anderen in ihrem Taxi. Menschengtrauben vor jedem der vergitterten Schalter, Palaver und Gebrüll. Alle wedeln mit irgendwelchen Papieren, doch auch hier werden wir bevorzugt; ein Beamter winkt uns heran, und als Elyar ihm unsere Pässe reicht, rutschen einige Dollarnoten heraus und trudeln zu Boden. Das hat ein ausgemergelter Perser mit einem schmutzigen Turban, der offenbar schon eine Weile auf seine Abfertigung wartet, gesehen; er stößt einen langgezogenen, vor tiefer Empörung oder Verzweiflung gellenden Schrei aus und rüttelt an dem Gitter. Er springt sogar auf den Tresen in